

ANDRÉA AGER-HANSSEN

Chaos

Content note:

Dieser Roman enthält die explizite Darstellung einer Fehlgeburt.

Andréa Ager-Hanssen

CHAOS

Roman

Übersetzung aus dem Schwedischen
von Susanne Dahmann

eichborn



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Eichborn Verlag
Titel der schwedischen Originalausgabe:
»Härverk«

Für die Originalausgabe:
Härverk © Andréa Ager-Hanssen, first published by Natur & Kultur, Sweden in 2025. Published in agreement with Blyant Agency.
Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20,
51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Lektorat: Ann-Catherine Geuder, Lübeck
Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München
Umschlagmotiv: © Karyn Lyons
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8479-0235-5

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de.

Für meinen Großvater Hardy.

PROLOG

Papa hoppelte über den Rasen. Jedes Mal, wenn er die Schuhe aus dem Matsch zog, war ein saugendes Geräusch zu vernehmen. Das scharfe Licht von der Baustellenlampe ließ die Grube wie einen Tatort aussehen. Er warf die Steinplatten eine nach der anderen auf den Boden, vermochte seine Bewegungen aber nicht richtig zu kontrollieren, das war zu erkennen, als er immer langsamer wurde.

»Der Schiefer ist einzeln ausgesucht«, sagte er und fuhr mit dem Finger über die unregelmäßige Kante einer der Platten. »Einzigartig, die Steine sind absolut einzigartig.«

Als das Haus eines Sommers mal leer stand, war in die große, ursprünglich als Pool gedachte Grube eine Elchkuh gefallen und verhungert. Papa hüpfte beidbeinig und blies sich warme Luft zwischen die Handflächen. Mit einer raschen Bewegung schlug er sich auf die Brusttasche, als fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, etwas Wichtiges zurückzustecken. Was er suchte, fand er dann in einer anderen Tasche: ein Paar schmutziger alter Golfhandschuhe. Obwohl er es zu verbergen versuchte, sah ich, wie seine Finger zitterten, als er sie anzog.

Dann holte er mit einem Bein Schwung und trat einen Haufen Erde in das Loch.

»Was machst du denn jetzt?«, fragte ich.

»Das hat mich einfach gestört«, antwortete er und zeigte aufs andere Ende des Gartens. »Dort werde ich das weltgrößte Tulpenbeet in Privatbesitz anlegen.«

Ich folgte ihm zu dem Haufen mit aufgegrabener Erde, aus der hie und da zermatschte braune Grasbüschel ragten.

Auf einer Böschung stand ein ziemlich professionell aussehender Bagger geparkt, so einer, wie man sie auf größeren Baustellen zu sehen bekommt. Papa hatte den Schlüssel stecken lassen, und das Radio war über mehrere Stunden gelaufen.

Die Tulpenzwiebeln hatte er im Internet gekauft. Es handele sich um eine extrem seltene Sorte, mit geflammten Blättern in Karmesinrot auf milchweißem Grund, erklärte er. Er habe mehrere Monate gebraucht, um sie zu finden.

Nun tastete er mit der Hand herum, um einen Stock zu greifen, der auf dem Boden lag, und zeichnete dann damit verschiedene Muster in die Erde, während er mir beschrieb, wie die Tulpen aussehen würden, wenn sie im Juni dann blühten.

Er wandte sich von mir ab und betrachtete den Garten. Der Gärtner hatte schon vor vielen Jahren seinen Lohn nicht mehr bekommen und den Dienst quittiert, und große Teile des Gewächshauses waren kurz darauf von einem Sturm plattgemacht worden.

»Es wird der schönste Garten der Welt werden«, sagte ich.
»Papa, jetzt schaffen wir ein Meisterwerk.«

»Man soll sich hier nicht ins Bett legen.«

Als ich die Augen öffnete, tat ich das richtig langsam, so als ob ich gerade aufgewacht wäre. Ich wandte den Kopf zum Fenster, das auf den Hof hinauswies, übers offene Meer und das am Ufersaum liegende Eis. Ich ließ den Blick über den Teppich gleiten und versuchte, die abgestoßenen Kanten zu verwischen, kniff die Augen zusammen und stellte mir einen dünnen Morgenmantel aus Seide vor, etwas schludrig über einen stummen Diener geworfen, der neben dem Erker stand.

»HALLO, HÖRST DU MICH?«

Ich wedelte mit der Hand, um Björn zum Schweigen zu bringen. Ein dünner Streifen Sonne brach aus dem blassen Novemberhimmel, teilte sich in dem gefärbten Glas und legte sich wie ein Fächer über den Fußboden. Mein ganzer Körper wurde schwer vor Ruhe, als ich spürte, wie es sein würde, in diesem Raum aufzuwachen.

Björn drängte sich in mein Blickfeld. Ich schloss die Augen und versuchte, weiterzumachen, aber es ging nicht mehr. »Du störst meine Fantasie«, sagte ich, ohne ihn anzusehen.

»Man soll dem Guide folgen«, antwortete er. »Wir dürfen nicht einmal hier drinnen sein.«

Er stand am Fußende, in derselben Haltung wie der Kleiderständer hinter ihm. Ich sprang aus dem knarrenden Bett, und er fing an, komisch zu gehen, setzte die Füße v-förmig voreinander, als wollte er mich aus dem Zimmer treiben. Ich machte das Gegenteil mit meinen Füßen, was dazu führte,

dass wir für eine Weile in einen seltsamen Tanz gerieten, bis er genug hatte.

»Was soll denn das?«, fragte er verärgert. »Jetzt gehen wir mal hier raus.«

Der lange Saal war leer. Als Björn zu den Ölgemälden entlang der Wände hochsah, erinnerte er mich an einen einsamen Gummistiefel, den ich einmal mitten auf einem Kiesweg hatte stehen sehen. Knallgrün und fehl am Platz.

»Erinnert dich dieser Ort daran, dass du mittelmäßig bist?«, fragte ich.

Björn sah mich an. »Wie meinst du das?«

»Wenn du an so einem Ort bist, meine ich. Erinnerst er dich daran, dass du ganz gewöhnlich bist?«

»Nein?« Er sah sich in dem Saal um und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen die Tapeten. »Vielmehr lässt es mich daran denken, was passiert, wenn man zu viel Geld mit schlechtem Geschmack kombiniert.«

Die gestreiften Tapeten gingen in Holzpaneele über, vielleicht Walnuss oder Mahagoni. Ich fand das sehr hübsch.

»Was passiert dann?«, fragte ich.

»Es gibt Chaos.«

Ich ging weiter in ein anderes Zimmer, das die Frau, die unser Guide war, ebenfalls übersprungen hatte. Die Decke dort war niedrig, und ganz hinten gab es zwei kleine Fenster mit Aussicht über den Strand. Ich lehnte mich vor und prüfte, ob die Palme bei dem einen Fenster echt war, wurde aber enttäuscht. Dann winkte ich Björn, damit er mir folgen würde, doch er entschied, beim Informationsschild stehen zu bleiben.

Ich ließ mich in einem Sessel nieder, die harten Federn waren durch den abgeschabten Stoff spürbar.

»Wusstest du das?«, rief ich. »Dass man, wenn man ein Haus besichtigt, Schubladen und Schränke nicht öffnen darf? Aber offensichtlich machen die Leute es trotzdem.«

Björn lehnte sich aus der Tür und spähte in den Saal. »Ich habe nicht vor, für das hier Schadensersatz zu zahlen, Hedda. Die Möbel sind von einem Museum ausgeliehen, man darf nichts anfassen.«

»Wie meinst du das? Geliehen?«

»Und das, was du da über die Schubladen gesagt hast, stimmt nicht«, fuhr er fort. »Ist doch klar, dass man in einem Haus, das man vielleicht kaufen wird, die Schubladen aufziehen darf.«

Ich wiederholte meine Frage.

»Die Frau hat es doch gesagt, die Möbel sind von einem Museum ausgeliehen«, sagte er. »Deshalb sind manche Räume so leer, hast du denn nicht zugehört?«

Ich schaute mich um. Ein Weihnachtsbaum in der Ecke des Zimmers sah aus, als wäre er von der billigeren Sorte, tatsächlich war er aus Plastik, mit eingebauter Beleuchtung. An den Ästen hingen glänzende rote Kugeln, die offenbar aus einer Großpackung stammten. Bei näherem Hinsehen wies die verstaubte Kommode gustavianische Intarsien mit Lorbeerkränzen auf und passte also zeitlich überhaupt nicht zu dem Schloss. Alles war nur hässlich und billig. Die Farben grell und aufdringlich.

»Bist du jetzt traurig, weil die Sachen aus einem Museum sind?«, fragte er. »Das ist wirklich ein komischer Grund, um traurig zu sein.«

»Nicht traurig«, erwiderte ich. »Ich fühle mich betrogen. Das ist ja alles nicht echt.«

»Wie meinst du das? Nicht echt?«

»Das Ding ist doch, dass die Einrichtung noch von denen stammen sollte, die tatsächlich hier gewohnt haben. Sonst ist doch alles nur als ob.«

Er schaute über die Schulter in den Saal hinaus. »Wieso nur als ob? Was ist das Problem?«

»Dann ist es nur ein ganz gewöhnliches Museum.«

»Ja, genau. Es ist ein Museum. Können wir jetzt hinter den andern hergehen, bevor wir rausgeschmissen werden?«

In einem der Arbeitszimmer schlossen wir uns wieder der Gruppe an. Die Frau stand da und zeigte auf eine alte Schreibfeder, während ich merkte, wie es in meinem einen Augenlid zu zucken begann. Aus ihrem harten Schnürmieder quoll es an einigen Stellen heraus. Außerdem trug sie eine Art Krinoline mit auffallend schlechter Passform.

»Tatsächlich wohnte die Familie nur einige wenige Jahre hier und hielt sich dann hauptsächlich in der Stadt, in Göteborg, auf. Frances wurde Witwe, noch bevor das Schloss fertiggestellt war, denn ihr Mann kam auf eine etwas brutale Weise ums Leben. Er schnitt sich in den Finger und hat versehentlich bleihaltiges Papier genommen, um die Blutung zu stoppen. So starb er an einer Blutvergiftung«, sagte sie und zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen, *shit happens*.

»Dann hat also nur die Frau hier gewohnt?«, flüsterte ich Björn zu.

Dem schien das alles egal zu sein, und er schob sich zwei Nikotinkaugummis in den Mund.

Die Führerin schob ihr gefärbtes Haar zurück unter die Haube, die aussah, als würde sie von einer Art Tracht stammen. »Doch auch Francis kam früh ums Leben. Auf einer

Rückreise von Ceylon bekam sie die Ruhr und starb mitten auf dem Indischen Ozean.«

»In dem Fall hat ja *niemand* hier irgendwann mal richtig gewohnt!«, brach es offenbar lauter als gedacht aus mir heraus. Die Frau und alle anderen drehten sich zu mir um.

»Dann hat um die Jahrhundertwende ihre Tochter das Schloss geerbt«, fuhr die Frau fort und sah mich an. »Aber die hat kaum hier gewohnt. Immer nur ganz kurze Zeit. Nachdem sie sich hatte scheiden lassen, verfiel das Schloss. Zu der Zeit gab es hier auch kein Dienstpersonal mehr. Wenn sich niemand um die Sachen kümmert, spielt es leider auch keine Rolle, wie teuer alles ist.«

Als sie begann, von der Übernahme des Schlosses durch die städtische Kommune zu sprechen, bekam ich langsam Kopfschmerzen.

Draußen im Hof drängelten sich Menschen, Kinder und Hunde auf dem Weihnachtsmarkt. Björn blieb an einem Stand mit Essen stehen und starrte auf die Knäckebröte. Ich ging weiter zum Stall. Auf wackeligen Plastiktischen gab es selbst gemachte Salben, gestrickte Stirnbänder und Honig. Ich kaufte ein paar Sachen und ging weiter.

Ganz hinten im Stall stand der von Pferden gezogene Staubsauger, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts hier benutzt worden war. Die riesigen Teppiche zu reinigen, war ein Vollzeitjob gewesen, und Göteborgs Mekaniska Verkstan hatte diese ganz spezielle Maschine konstruiert, welche dann von einem englischen Vollblut um das Schloss gezogen wurde. Die dicken Staubsaugerschläuche wurden durch die Fenster gesteckt. Ich stand da und las das Schild, bis ein Mann direkt neben mir auftauchte und »GESTÜT« in mein Ohr brüllte.

Am Ende gelang es mir, mich wieder raus auf den Hof zu drängen. Die leeren Pferdeweiden waren matschig vom nasen Schnee. Hinter dem Stall, in dem kein einziges Pferd stand, lag eine grün, braun und schwarz gefleckte Schneewehe.

»Die eine ist auf Tannennadeln geräuchert.«

Ich drehte mich um, Björn reichte mir zwei in Backpapier eingeschlagene Würste.

»Was ist das bloß für ein Mist?«, fragte ich.

»Das ist Elchwurst.«

»Ich meine dieser ganze Ort hier. Das Schloss, der Hof, da wird doch nur so getan als ob. Hier hat doch kaum jemand je gewohnt, bevor die Kommune alles übernommen und angefangen hat, es für die Allgemeinheit zu öffnen. Aber was gibt es denn zu zeigen, wenn niemand hier gewohnt hat?«

In dem grauen Nebel sah die Fassade aus, als wäre sie aus Papier und Karton gebastelt. Der braune Ziegelstein wirkte hohl, das ganze Gebäude war nur eine Imitation. Als wäre es von einem Architekten entworfen worden, der noch nie ein richtiges Schloss gesehen hatte. Es war überhaupt nicht so, wie ich es in Erinnerung hatte. Das Schloss war niemals ein Zuhause gewesen.

»Warum ist das denn so wichtig für dich?«, fragte Björn und steckte sich ein neues Kaugummi in den Mund.

»Das Kaugummi wirkt abführend, das weißt du, oder?«

»Das Risiko gehe ich gerne ein.«

»Dann viel Glück.«

»Aber warum ist das denn so wichtig für dich?«, fragte er noch einmal. »Warum bist du so enttäuscht?«

»Ich weiß nicht. Ich hab es aus der Zeit, als ich klein war und ab und zu mit meiner Mutter hierherkam, einfach ganz

anders in Erinnerung. Die Räume sind doch nicht echt, das ist alles nur Kulisse. Es gefällt mir überhaupt nicht.«

Er hörte auf zu kauen. »Das sagt vielleicht eher was über dich«, erwiderte er und grinste.

Ich legte die Hände auf seine Wangen, drückte ihm den Mund zu einem kleinen Schnabel zusammen und gab ihm einen Kuss.

Die feuchte Touristenbroschüre des Schlosses passte gerade noch zwischen die Gebrauchsanweisungen im Handschuhfach. Björn merkte nicht, wie meine Hand rüber zu seinem Telefon glitt, das beim Schalthebel lag. Ich tippte den Code ein.

»Wie kann denn hier auf dem Parkplatz schon Stau sein?«, fragte er und hob die Hände vom Lenkrad. »Ich begreife einfach nicht, wie das möglich ist.«

Er lehnte den Kopf gegen die Nackenstütze und schloss die Augen. Ich ging in die Bildergalerie, klickte das erste Foto an und zoomte es heran. Es war ein wenig unscharf, aber trotzdem deutlich zu sehen.

Ich schrak zusammen, als er mir das Telefon wegnahm.

»Wir haben doch entschieden, dass wir warten, bis wir nach Hause kommen!«

Ein rotes Auto drängelte sich zwischen uns und den Wagen vor uns. Björn hob wieder beide Hände vom Lenkrad.

»Manno, was macht denn der?«

»Gib mir einfach das Telefon«, sagte ich. »Wenn wir hier festsitzen, dann können wir genauso gut jetzt die Fotos anschauen.«

»Du bist so was von unromantisch«, schnappte er. »Warum können wir nie etwas so machen, wie wir es beschlossen haben?«

»Was spielt denn das für eine Rolle?«

Er sah mich an. »Außerdem soll man ein bisschen vorsichtig sein und sich nicht zu früh freuen«, gab er zu bedenken. »Es ist immer noch sehr früh.«

Ich machte ein Schnarchgeräusch.

»Wir warten, bis wir nach Hause kommen. So wie wir es entschieden haben«, sagte er.

»So wie *du* es entschieden hast«, entgegnete ich.

Björn sah mich mit zusammengekniffenen Augen an. Er zögerte ein wenig, aber schließlich rückte er widerwillig das Telefon heraus.

»Ich habe nicht gefilmt, aber ich habe ein paar Fotos gemacht«, sagte er.

»Du hast gesagt, du würdest filmen.«

»Jetzt hab ich's aber nicht gemacht, ich war so von dem Moment absorbiert.«

»Mein Gott, wie blöd, ich wollte es auf Film haben.«

»Außerdem soll man ein bisschen vorsichtig sein, sich nicht zu früh freuen. Es ist nur ein ganz früher Ultraschall, Hedda. Man weiß es nie.«

Auf dem Bild war der kleine Schatten zu sehen. Er hatte sich nicht bewegt, aber als die Hebamme die Lautstärke hochdrehte, galoppierte es zwischen den Wänden. Björn hatte noch den Witz gemacht, dass der Herzschlag an seinen pulsierenden Tinnitus erinnern würde.

Ich boxte ihn auf den Arm. »Jetzt komm schon, freu dich mal ein bisschen zu früh.«

Björn sah mich an.

»So macht es einfach mehr Spaß«, sagte ich und zwinkerte. »Komm, wir freuen uns zu früh. *Wir freuen uns zu früh.*«

Er holte tief Luft. »Okay, ich kann mich ein bisschen zu früh freuen.«

Er beugte sich zu meinem Sitz rüber und schaute auf das Bild, klopfte mit dem Finger auf den Bildschirm. »Sieh nur, wie klein es ist.«

»Aber ich hätte gerne noch mal das Herz gehört«, sagte ich. »Schade, dass du nicht gefilmt hast.«

Die Autos vor uns fingen an zu rollen, und Björn bog auf die Straße ein. Als wir ein paar Hundert Meter gefahren waren, türmte sich das Schloss zwischen den Bäumen auf.

»Ich mag die Architektur trotzdem«, sagte Björn. »Es ist schon ein bisschen spannend.«

Ich sah zur Fassade hoch und schüttelte den Kopf.

»Es ist völlig seelenlos«, widersprach ich. »Das da ist kein wirkliches Schloss. Es sieht aus wie Sperrholz.«

ES GEHT NICHT UM GELD

»Ich bin Gott.«

Mein Vater faltet die *Dagens Industri* auf dem Schoß zusammen, und ich starre auf meine Hausaufgaben. Auf den Stift und die leeren Linien unter der Überschrift: *Was meine Eltern von Beruf sind ...*

»Ich verändere die Welt«, fährt er fort und lehnt sich in dem hellbraunen dänischen Ledersessel zurück. Obwohl dieser Sessel an drei verschiedenen Stellen in den Rücken einschneidet, finden sowohl meine Mutter als auch mein Vater, dass dies das beste Möbel im ganzen Raum ist. Deshalb steht er am Ehrenplatz hinten neben dem CD-Spieler, und beide beharren darauf, immer da zu sitzen, um ihre Zeitung zu lesen. Auch wenn das Leder so glatt ist, dass man die ganze Zeit runterrutscht.

Ich frage meinen Vater, *wie* er denn die Welt verändert, und er spricht lange über Unternehmen, Aktien und Risiken. Dann sagt er etwas über *gambling* und dass wer nie wagt, auch nie gewinnen kann. Es sei wichtig, auf sein Bauchgefühl zu vertrauen, und, sagt er, es gehe ja tatsächlich nicht um Geld.

»Aber was hat das mit der Welt zu tun?«

Mein Vater denkt nach, ehe er antwortet. »Die Welt braucht solche wie mich.«

Er schlägt die Zeitung wieder auf und liest weiter, schiebt dabei den Kopf so weit vor, dass er mit der Nase fast die Buchstaben berührt.

Ich frage ihn, warum denn die Welt solche wie ihn braucht, aber jetzt hat er keine Lust mehr zu antworten.

Mehrmals frage ich nach, aber er hört nicht, er scheint völlig vergessen zu haben, dass ich direkt neben ihm stehe. Er wechselt die Stellung im Sessel, anscheinend auch im Begriff, runterzurutschen. Am Ende hole ich Luft und schreie:

»WARUM BRAUCHT DIE WELT SOLCHE WIE DICH?«

Mein Vater sieht von der Zeitung auf, runzelt die Augenbrauen. »Schrei nicht, Hedda, was ist denn das für eine Frage? Man kann nicht rumlaufen und die Leute fragen, warum sie gebraucht werden.«

Ich halte die Hand vor den CD-Spieler, sodass die Glasplatten automatisch zur Seite gleiten, und warte, bis sie wieder zurückfahren. Ich schaue zu meinem Vater, er sieht kurz auf, wendet aber den Blick sofort wieder ab. Dann faltet er die Zeitung zusammen.

»Im Grunde ist es so: Es gibt unglaublich viele sinnlose Menschen. Die meisten schwimmen nur mit dem Strom und tragen in dieser Welt nichts bei. Klar kann man sich fragen, was für einen Nutzen solche Menschen haben.«

Ich sehe auf mein Papier hinunter. »Man kann Leute also doch fragen, warum es sie gibt?«

»Ja«, erwidert mein Vater und denkt nach. »Das nehme ich an.«

»Und du?«, frage ich. »Was ist denn der Unterschied zwischen dir und den anderen?«

»Das ist doch selbstverständlich«, antwortet er und grinst. »Ein paar Antworten musst du dir schon selbst überlegen.«

An der Wand hinter ihm, schräg über dem CD-Spieler, befindet sich ein altes Bullauge. Wer es nicht weiß, glaubt, es wäre ein Spiegel, doch wenn man hineinschaut, blickt man direkt ins Wohnzimmer. Ich kenne niemanden, der Fenster

zwischen den einzelnen Zimmern hat; alle, die ich kenne, haben nur Fenster zum Garten hinaus.

»Vielleicht könnte ich schreiben, dass du Kapitän auf einem Schiff bist? Dass du deshalb so viel weg bist.«

Mein Vater richtet sich im Sessel auf. Ich schlage *Clown* vor oder dass ich ja schreiben könnte, dass er Seiltänzer ist.

»Da kann man runterfallen«, erkläre ich. »Du sagst doch die ganze Zeit, wie gerne du was riskierst.«

Wenn er nun schon unbedingt im Zirkus arbeiten muss, möchte er lieber, dass ich schreibe, er wäre Akrobat. Ein Akrobat, der verschiedene Formen annehmen und sich aus jeder Situation retten kann, ein bisschen wie James Bond. Mein Papa jongliert wie kein anderer.

»Akrobaten jonglieren nicht«, gebe ich zurück. »In dem Fall bist du ein Clown.«

Aber mein Vater ist *auf keinen* Fall ein Clown. »Du kannst schreiben, ich wäre Geheimagent«, antwortet er schließlich.

Durch das Bullauge kann ich meine Mutter im Wohnzimmer sehen. Sie sitzt in einem anderen Sessel und liest eine andere Zeitung. Wenn sie nicht gerade Essen kocht oder wäscht, läuft meine Mutter meistens im Haus herum und räumt verschiedene Sachen von hier nach dort. Aber sie hat gesagt, das wäre auch ein Beruf.

Die britischen Kronjuwelen bestehen aus hundert Objekten und dreiundzwanzigtausend Edelsteinen mit klaren, durchsichtigen Farben. In der Sammlung gibt es einen großen blauen Saphir, von dem man annimmt, dass er *The Big Meltdown* durch Cromwell im 17. Jahrhundert überlebt hat, als zur Finanzierung der neu gebildeten Republik große Teile der Kronjuwelen verkauft, zerstückelt oder eingeschmolzen wurden. Es ist immer noch unklar, wie der Saphir dem entgegen konnte.

Inzwischen nimmt man an, dass er über tausend Jahre alt ist und damit der älteste Edelstein in der ganzen Sammlung. Laut Legende wurde er, in einen Ring eingefasst, bereits von Edward the Confessor getragen und später auch mit ihm begraben. Der Saphir wurde allerdings aus der Gruft in Westminster Abbey wieder herausgeholt und sollte sehr viel später eine der Kronen von Königin Victoria schmücken.

Der Stein ist von sehr ungewöhnlichem Schliff, der ihn wie eine Rosenknospe aussehen lässt. Das Licht scheint hindurch, wird aber niemals reflektiert.

Der Tag war ungewöhnlich zäh vergangen. Ich saß allein in der Bibliothek und las über den Krönungslöffel, ein siebenundzwanzig Zentimeter langes Artefakt aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert. Der vergoldete Löffel war im Nachhinein mit vier Perlen geschmückt worden. Man benutzte ihn, um während der Krönung Wasser und Wein in einem Becher zu vermischen, und es handelt sich um den ältesten Gegenstand in der ganzen Sammlung. Bereits im Mittelalter war er als *ein Löffel von antiker Form* bezeichnet worden.

Als es fünfzehn Uhr wurde, gab ich auf. Danielle hatte mir früher am Tag schon geschrieben und wollte, dass ich in ihrem Büro im Institut vorbeikam. In zwei langen Nachrichten hatte sie, ohne dass ich darum gebeten hätte, mir ausführlich Ibsens Sicht auf die Emanzipation der Frauen in einer Reihe von Theaterstücken aus den 1880er-Jahren dargelegt.

Der Radiergummi brach auseinander, und ich krümelte die Stückchen in den Becher vor mir auf dem Tisch, der auf der einen Seite einen großen grünen Aufdruck trug: *Mein B12 ist in Ordnung, danke!* Er gehörte Emma, der drögen Bürogeossin von Danielle. Emma war vegan und hatte immer Ekzeme um die Nasenflügel. Ich verstand nicht, warum sie die nicht mit Cortison einschmierte.

Ihre Bücher waren sauber in alphabetischer Ordnung aufgereiht – im Kontrast zu Danielles Seite des Büros. Neben dem Laptop lag ein Kalender, dort hatte Emma ein paar

Punkte zu dem Vortrag notiert, den sie später in der Woche bei der Veranstaltung halten würde. Ihre Handschrift war überraschend krakelig. Der Vortrag war für uns, die wir uns auf die frei werdenden zwei Doktorandenstellen bewerben würden. Was man bei seiner Bewerbung bedenken sollte und was man vom Leben als Doktorandin zu erwarten hatte. Natürlich wusste ich bereits, was sie sagen würde, denn sie würde exakt denselben Vortrag halten wie vor zwei Jahren. Emma erinnerte sich selbst daran, Einfühlungsvermögen zu zeigen, persönlich und begeistertend zu wirken. *Nicht vergessen: eine persönliche Anekdote, mit Nachdruck sprechen, viel lächeln.*

»Ich glaube, sie hat OCD«, sagte ich.

»Warum das?«

»Sie ist so wahnsinnig ordentlich, das ist eine Art Zwangsstörung«, erklärte ich. »Wirst du am Freitag auch über deine Arbeit sprechen?«

»Nein, nur Emma«, antwortete Danielle und unterstrich etwas auf dem Papier, das sie in der Hand hielt. »Wenn ich einen Vortrag halte, dann wird das auf der letzten Besprechung im März sein, bevor die Bewerbungen reinkommen.«

Die Krümel vom Radiergummi schwammen in der Tasse noch immer an der Oberfläche. Sie hüpfen auf und nieder, auf und nieder.

»Was glaubst du, habe ich eine Chance?«, fragte ich und hatte plötzlich einen Kloß im Hals. Ich räusperte mich. »Ich meine, eine von den Stellen zu bekommen?« Ich bereute es sofort.

Danielle legte das Papier auf den Schreibtisch und sammelte ihre braunen Locken zu einem harten Dutt mitten auf dem Kopf zusammen. Ich würde total bescheuert aussehen, wenn ich das mit meinen Haaren machen würde.

»Ich glaube, du bist nicht völlig chancenlos, wenn es das ist, was du wissen willst.«

»Was ist das denn für eine Antwort?«

»Soll ich ehrlich sein oder soll ich sagen, was du hören willst?«

Ich verstummte für einen Moment und fing dann an, alles zu erzählen, was ich über den tausend Jahre alten Saphir geschrieben hatte, der außerdem ein Symbol für Weisheit und Wahrheit war. Ich berichtete auch eingehend davon, wie die auf dem Krönungslöffel eingravierten Blätter aussahen und dass der Übergang zum Schaft aus einem winzig kleinen Monsterkopf mit aufgerissenem Maul bestand. Als ich mich dem Teil über den britischen Bürgerkrieg näherte, sah Danielle besorgt aus. Als ich fertig war, saß sie schweigend da.

»Du musst schon zugeben, dass das spannend ist, oder?«, sagte ich.

Sie sah mich ernst an. »Ich glaube, dass du eine Chance hast, wenn du jetzt mal losarbeitest und darauf achtest, dich abzugrenzen. Diese Nebenlinie mit den Kronjuwelen solltest du ganz lassen. Das hat überhaupt nichts mit Catherine Parr zu tun. Und das weißt du auch.«

»Ich finde schon, dass es relevant ist«, widersprach ich.
»Aber natürlich ist es auch wichtig, sich abzugrenzen.«

Die Tür ging auf, und Emma betrat den Raum. Sie sagte nichts, sah nur zu mir und auf den bröseligen Radiergummi in meiner Hand. Ich legte ihn vorsichtig neben ihren Kalender, stand schnell auf und bat um Entschuldigung dafür, dass ich ihren Stuhl benutzt hatte.

»Schon okay«, murmelte sie trocken nach einem desinteressierten Begrüßungsnicken in Danielles Richtung. Ich machte die paar Schritte hinüber in Danielles Teil des Büros.

Ibsens Theaterstücke lagen zu einem Stapel gesammelt auf dem Schreibtisch, der ansonsten voller Stifte, Papiere und einer Menge Post-it-Zettel war, auf denen Dinge wie *Syphilis und Liebe* standen.

Das Büro war so klein, es gab keine weiteren Sitzplätze. Sosehr ich auch versuchte, mich in die eine Ecke zu klemmen, landete ich doch zwangsläufig unangenehm nahe bei Emma. Ich ließ mich in eine halb sitzende Position gegen die Wand rutschen. Danielle schaute mich an, als würde sie sich fragen, was ich da eigentlich machte.

Emma beugte sich über den Schreibtisch, griff nach einem Notizblock und begann, darin zu blättern. Während sie las, nahm sie ein paar Schluck von dem übrig gebliebenen Tee, zog eine Grimasse und pflückte etwas von ihrer Zungenspitze. Es schien, als würde sie sich an etwas zu erinnern versuchen, doch unsere Gegenwart lenkte sie ab.

»Entschuldigt, bitte«, sagte sie, klappte den Notizblock zu und stand auf. »Ich habe etwas vorzubereiten, aber das mache ich dann eben im Pausenraum.« Sie schob den Stuhl unter den Tisch, als wolle sie signalisieren, dass ich mich nicht wieder daraufsetzen sollte. Dann ging sie aus dem Zimmer.

»Worüber forschst sie noch mal?«, fragte ich, als die Tür zuging.

Danielle griff nach einem Päckchen Halsbonbons in meiner Tasche. »Irgendwas mit Öko-Kritik.«

Mein Betreuer stand in der Cafeteria-Schlange. Obwohl es schon fast sechzehn Uhr war, hatte er den Blick fest auf das Schild mit den Mittagsangeboten gerichtet. Vom Aussehen her erinnerte er ein wenig an Gandalf, nur mit Kurzhaarfrisur. Seine Miene war verbiestert, er war wirklich kein

Mensch, der Humor schätzte, das hatte ich sofort begriffen. Und obwohl ich im Laufe der Jahre einen unerhörten Willen sowie Vision und Arbeitslust gezeigt hatte, war sein Engagement doch mit jeder Besprechung geringer geworden. Bei unserem letzten Termin hatte er kaum ein Wort gesagt. Es war nicht wahrscheinlich, dass er um meinetwillen einen dunklen Herrscher bekämpfen würde.

Als es mir nicht gelang, Blickkontakt zu ihm zu bekommen, stellte ich mich schließlich direkt in sein Gesichtsfeld, sodass es ihm unmöglich war, mich nicht zu sehen. Als er meinen Namen sagte, klang es, als würde er »Ebba« sagen, aber ich beschloss, das zu ignorieren. Ich hatte wirklich Lust, von dem tausend Jahre alten Saphir und dem Krönungsloöffel zu erzählen, aber mir wurde klar, dass dies nicht der richtige Moment war. Stattdessen sagte ich, dass ich ihm Ende Januar, vor unserem nächsten Treffen, die gesamte Masterarbeit schicken würde.

»Die Schlussargumentation«, antwortete er.

»Wie bitte?«

»Sie werden die Schlussargumentation schicken, das haben wir ausgemacht. Ich kann nicht noch einmal die ganze Abhandlung lesen.«

»Genau«, stimmte ich zu. »Das haben wir ausgemacht.«

GÖTEBORGS DIAMANT

Papa kreiselt wie eine barfußige Ballerina durch die Küche. Er ist den ganzen Weg von Sibirien hergereist, und sein weiter Mantel glitzert von Pailletten und Edelsteinen, Monden und Planeten. Die langen Ärmel reichen bis hinunter auf den Boden.

Manchmal verkleidet er sich. Einmal kam er zum Beispiel in ein paar zerrissenen Jeans und einem Pullover von seinem alten Job aus der Vorratskammer gesprungen. Der Pullover trug einen Aufdruck mit Disketten, die durchs Universum flogen. »Schaut nur, Kinder«, rief er mit Mamas Lesebrille auf der Nasenspitze. »Schaut nur, Kinder, ich habe mich als normaler Papa verkleidet!«

Der Zauberer ist von Sibirien mit dem Zug hierhergereist, doch er korrigiert sich schnell. Natürlich auf einem Besen! Ein Yamarin zweitausend. Mama flucht laut, als ein Stapel von Tupperware-Dosen auf den Fußboden fällt. Sie unternimmt einen neuerlichen Versuch, sie zu stapeln, gibt aber schnell auf und drückt sie alle in den Eckschrank mit Karussell.

Ich erkläre Papa, dass der fliegende Besen Nimbus heißt und nicht Yamarin, aber das ist ihm nicht so wichtig. Er zieht einen Seidenschal aus dem einen Ärmel und zieht und zieht und zieht und zieht, bis er selbst ein wenig gelangweilt aussieht.

»Nicht jeder hat einen Papa, der zaubern kann«, sagt er.

»Und nicht alle, die zaubern können, haben einen Papa«, gebe ich zurück und warte darauf, dass er anfängt zu lachen,

doch das tut er nicht. Er kapiert überhaupt nicht, was ich damit meine.

»Wie viel hast du denn für diesen Mantel bezahlt?«, fragt Mama von der anderen Seite der Küche her.

Papa setzt sich auf einen der Barhocker, nimmt einen großen Schluck von Mamas Wein, öffnet den Mund aber sofort wieder und lässt die Flüssigkeit zurück ins Glas rinnen.

»Was ist denn das für ein Pisswein?«

»Madeira«, antwortet sie.

»Den Mantel konnte man eigentlich nur mieten.«

Mama steckt zwei lange Kerzen in die neuen Edelstahlleuchter im Küchenfenster. Papa lässt die Weinflasche in der Hand kreiseln.

»Madeira trinkt man doch in kleinen Gläsern, oder?«

Mama zuckt mit den Schultern, sie findet, dass man Madeira genauso trinken kann, wie man es möchte. »Vielleicht reden wir mal lieber darüber, dass du gesagt hast, du wolltest den Birnbaum beschneiden. Der jeden Moment zusammenbrechen wird. Stattdessen bist du in die Stadt gefahren und hast einen schweineteuren Zauberer-Mantel gekauft. Du Nichtsnutz!«

Aber Papa findet, dass sich das alles schon lösen wird. Er fragt, wie die Birnensorte noch mal hieß, und grinst, als Mama *Göteborgs Diamant* antwortet. Papa sagt, in dieser Stadt gebe es keine Diamanten. Eine kleine Schlammputze voller Hafenarbeiter, das sei alles. Göteborg sei ein Witz, eine Stadt völlig ohne Infrastruktur.

»Eine braune und hässliche kleine Birne, das ist das perfekte Bild von Göteborgs Diamant«, sagt er.

»Was kostet so ein Mantel?«, flüstert Valentin mir von der anderen Seite des Tisches zu.

»Mehrere Millionen, vielleicht Milliarden«, erkläre ich.

»Warum haben die Kinder eigentlich keinen Humor?«, fragt Papa.

»Vielleicht sollte man ihnen nicht immer so viel versprechen«, antwortet Mama, »wenn dann doch nie etwas daraus wird. Vielleicht wirkt das abstumpfend.«

Papa protestiert lautstark, da ist er nun wirklich anderer Ansicht. Er fängt an, all die lustigen Projekte aufzulisten, die er »mit den Kindern« unternommen hat. Von meiner Geburt an bis zu dieser Sekunde. Zehn Finger hält er in die Luft, zehn Finger!

»Warum hast du dich als Zauberer verkleidet?«, fragt Valentin.

»Weil ihr in der letzten Zeit über nichts anderes geredet habt als über dieses Buch«, antwortet Papa.

»Aber nur ich habe es gelesen«, sage ich. »Valentin weiß nicht mal, wer Voldemort ist.«

»Voldemort? Ich habe mich doch nicht als irgendein Voldemort verkleidet«, erwidert Papa.

»Weiß ich. Voldemort ist ja auch böse.«

Valentin fragt Papa, warum er sich als jemand verkleiden möchte, der böse ist.

»Aber ich habe mich doch nicht als dieser Voldemort verkleidet!«, ruft Papa ärgerlich. »Muss ich jetzt hier Rede und Antwort stehen, nur weil ich ein bisschen lustig sein will? Was ist eigentlich los mit euch?«

Papa zieht den Mantel aus und wirft ihn über den Barhocker. Offensichtlich ist es völlig egal, wie sehr man sich anstrengt, es ist sowieso niemand da, der das wertschätzt. Der Zauberer-Mantel gleitet langsam vom Stuhlpolster und wird auf dem Fußboden zu einer Pfütze aus Sternen.